

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 1/2019

Woche der Brüderlichkeit im Land Brandenburg 2019

11. März 2019

L A N D T A G
B R A N D E N B U R G



Musikalisch untermalt wurde die Festveranstaltung durch die Kantorin Aviv Weinberg (Berlin), begleitet durch den Kantorenstudenten Yoed Sorek (Abraham Geiger Kolleg an der Universität Potsdam).



Inhalt

05

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des Land-
tages Brandenburg

09

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der
Gesellschaft für
Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit
Potsdam

13

Festansprache

**Prof. Dr. Gideon
Botsch**

Leiter der Emil Josef
Gumbel
Forschungsstelle
Antisemitismus und
Rechtsextremismus
am Moses
Mendelssohn
Zentrum für
europäisch-jüdische
Studien, Potsdam

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des
Landtages Brandenburg

Sehr geehrte Mitglieder des Deutschen Bundestages und des Landtages Brandenburg, sehr geehrter Herr Bischof Dröge, sehr geehrter Herr Barniske, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Gideon Botsch, sehr geehrte Mitglieder der jüdischen Gemeinden, liebe Gäste, ich freue mich, Sie zur Festveranstaltung anlässlich der Woche der Brüderlichkeit zu begrüßen.

Ich möchte mich bedanken bei Kantorin Aviv Weinberg für die musikalische Einstimmung auf diese festliche Stunde.

Jedes Jahr kommen wir hier zusammen, Christen und Juden, und feiern gemeinsam unsere Verbundenheit, unsere Brüderlichkeit, die von unseren gemeinsamen geistlichen Wurzeln her so selbstverständlich ist, wie sie ein Wunder ist nach den Schrecken der Schoa, für die wir Deutschen die Verantwortung tragen. Unser Zusammenhalt zwischen Juden und Christen ist eine Gnade, die über uns hinausweist und sich allen Menschen öffnet. Unsere Brüderlichkeit ist eine Sache des Herzens, die wir nicht nur in dieser Woche leben wollen, sondern jeden Tag.



Britta Stark

„Mensch, wo bist du? Gemeinsam gegen Judenfeindschaft“ – Das Thema der Woche der Brüderlichkeit in diesem Jahr nennt die Dinge beim Namen, über die wir miteinander sprechen müssen und die von uns fordern, dass wir zusammenstehen und gemeinsam handeln. Judenfeindschaft in Deutschland – das ist ein Alarmsignal, das uns zum entschiedenen Handeln auffordert.

Als in den 1990er-Jahren wieder Juden nach Brandenburg kamen, haben das viele Menschen als ein Geschenk von großem Vertrauen empfunden und die Rückkehr jüdischen Lebens in unser wiedergegründetes Brandenburg als Zeichen von Vertrauen gegenüber den Deutschen, die Verantwortung übernommen haben für das „Nie wieder!“ Wir hatten nicht daran gezweifelt, dass Jüdinnen und Juden sich in unserem Land sicher fühlen können. Heute sehen wir, dass es Judenfeindschaft noch oder schon wieder gibt, dass der Antisemitismus keineswegs überwunden ist. Ja, es ist alarmierend, wenn Jüdin-

nen und Juden sagen, dass sie sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlen. Die „Jüdische Rundschau“ vom Janu-

„Judenfeindschaft in Deutschland – das ist ein Alarmsignal, das uns zum entschiedenen Handeln auffordert.“

ar 2019 berichtet von Jana Grossmann, die ihre Erfahrungen mit dem Antisemitismus im Alltag beschreibt. Öffentlich jüdisch zu sein, sagt sie, sei nicht mehr möglich. Sie berichtet von brutalen Anfeindungen: „Jemand schrieb: Wir werden dich finden. Dann wirst du's merken und wirst dir Hitler zurückwünschen. Das habe ich zur Anzeige gebracht, aber die Polizei konnte den Autor nicht ermitteln. Richtig frei von Angst werde ich seither nicht mehr.“

Es ist eine schmerzliche Wahrheit, dass auch die Erinnerung an die Schrecken des Holocaust und millionenfachen Mord an Juden nicht dazu geführt haben, dass Antisemitismus in Deutschland geächtet ist – und dass es noch immer keine Selbstverständlichkeit ist, dass Juden mit uns leben wollen und dass sie bei uns sicher leben können. Diese bittere Einsicht fordert uns auf zur Auseinandersetzung mit der Frage, was wir tun können in einer Zeit, da Rechtspopulismus und Rechtsextremismus die Mitte der Gesellschaft erreichen

und auch muslimischer Antisemitismus sich ausbreitet, damit Judenfeindschaft keine Zukunft hat in unserem Land. Das ist eine Frage von großer Dringlichkeit für unsere Demokratie und für jeden Einzelnen von uns. Herabwürdigung, Bedrohung, Hass oder Gewalt sind nicht vereinbar mit dem Menschenbild, das Christen und Juden miteinander teilen. Weil Christen und Juden davon ausgehen, dass jeder einzelne Mensch ein mit unverlierbarer Würde begabtes Geschöpf Gottes ist, dem in seiner Einmaligkeit und Verletzlichkeit Respekt gebührt, können wir auch gemeinsam für eine Gesellschaft eintreten, die die Freiheit des Einzelnen garantiert – und die Freiheit anderer Religionen, Weltanschauungen und Überzeugungen.

Dieser Weg beginnt damit zu lernen, dass es Unterschiede gibt, bei denen es gar nicht darum geht, sie zu überwinden, sondern sie zu achten, weil sie zu uns Menschen gehören. Solche Unterschiede bereichern uns, wenn wir zuhören lernen, wenn wir Empathie entwickeln und die Perspektive des anderen in unseren eigenen Horizont aufnehmen. Einer, der das vorgelebt hat, war der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas. Er sagte: „Einem Menschen begegnen heißt, von einem Rätsel wachgehalten zu werden.“ Das bedeutet, den anderen wahrzunehmen in seiner Unverwechselbarkeit, mit seinen Unterschieden im Vergleich zu mir selbst. Ihn wahrzunehmen ohne die Vorurteile und Schablonen, von denen unser Denken niemals ganz frei ist. Für Emmanuel Levinas, der erst nach Kriegsende erfahren hatte, dass litauische Soldaten seine Eltern und seine

Brüder erschossen hatten, weil sie Juden waren, war die Frage nach dem „Nie wieder!“ das Thema seines Lebens. Seine Antwort klingt auf verstörende Weise einfach: „Nie wieder!“ – das bedeutete für ihn einen radikalen Perspektivwechsel, weg von sich selbst und hin zum anderen und zu einem Humanismus, der ganz konsequent nicht sich selbst, sondern den anderen Menschen in den Mittelpunkt stellt. Die Würde des Menschen zu achten, das hieß für Levinas, Verantwortung für den anderen übernehmen – weil jeder Mensch einzigartig ist und verletzbar und in seiner Verletzbarkeit auf Zuwendung angewiesen.

„Mensch, wo bist du?“ – Gottes Frage an die ersten Menschen, von der das 1. Buch Mose berichtet, lädt zu einem solchen radikalen Perspektivwechsel ein, der Christen und Juden mit allen Menschen verbinden kann. Unsere Brüderlichkeit von Christen und Juden, unser Zusammenhalt, unser Eintreten füreinander ist eine große Chance für eine lebenswerte Welt. Lassen Sie uns diese Chance gemeinsam nutzen. Lassen Sie uns zusammenstehen und uns gemeinsam engagieren für die Achtung vor der Würde jedes einzelnen Menschen. Schalom!

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
Potsdam



Tobias Barniske

„Mensch, wo bist Du? Gemeinsam gegen Judenfeindschaft“ – so lautet das Jahresthema, das der Deutsche Koordinierungsrat für die Woche der Brüderlichkeit 2019 gesetzt hat. Erlauben Sie mir die Schilderung eines Vorfalls und einige persönliche Gedanken und Eindrücke dazu.

Vor einigen Tagen schrieb ein Freund auf Facebook über einen Vorfall, den er in der S-Bahn in Berlin miterlebt hatte. Ein Mann sang zu einer Schlagermelodie einen antisemitischen Text. Mein Freund hatte den Vorgang aufgenommen und fragte die Facebook-Community, an welche Stelle er sich wegen einer Anzeige wenden sollte. In den Kommentaren wurde meinem Freund dazu geraten, den Vorfall zu melden. Aber andererseits herrschte auch die Meinung vor, dass dies letztendlich nichts bringen werde.

Antisemitismus war und ist nicht ein Phänomen der politischen Ränder, sondern Antisemitismus ist in unterschiedlicher Weise Teil der gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Umfragen zeigen seit Jahrzehnten eine relativ konstante Größe von circa 20 Prozent der Befragten, die antisemitischen Äußerungen zustimmen. Eine Änderung ist wahrnehm-

bar in der Art, wie sich Antisemitismus äußert: nicht mehr hinter verschlossenen Türen, im vertrauten Zirkel des Stammtisches oder anonymisiert, sondern in der Öffentlichkeit, mit Klarnamen auf Facebook oder dem Leserbrief, mit Pöbeleien und Angriffen auf offener Straße.

Oft werden antisemitische Äußerungen mit den Worten „das wird man doch noch sagen dürfen“ eingeleitet. Oder es schwingt etwa bei Kommentaren im Internet die Vorstellung eines „anything goes“ mit – die ganz offensichtlich eine falsche Vorstellung impliziert, was Meinungsfreiheit in unserem Lande bedeutet. Die Gedanken sind frei, aber das Recht, meine Meinung zu äußern, findet dort seine Grenze, wo ich andere Menschen in ihrer Ehre und Würde herabsetze oder das friedliche Zusammenleben gefährde. Deswegen ist es so wichtig, dass bei antisemitischen Äußerungen nicht weggehört oder weggesehen wird, sondern dass diese zur Anzeige gebracht werden. Antisemitische Straf-

taten müssen verfolgt werden und die Betroffenen geschützt und unterstützt werden. Da sind wir alle in der Verantwortung: Bürger und Staat.

Es reicht aber nicht, sich nur gegen Antisemitismus einzusetzen. Wenn wir die Grundwerte unserer Demokratie leichtfertig aufgeben, wenn wir es zulassen, dass gesellschaftliche Gruppen gegeneinander ausgespielt werden, wenn wir dulden, dass die Lehren aus der Aufarbeitung unserer Geschichte mit Fäkalbegriffen versehen oder als Schande diskreditiert werden, dann können wir uns über eine Zunahme fremdenfeindlicher und antisemitischer Vorfälle nicht wundern. Wir müssen die Grundwerte unserer Demokratie aktiv verteidigen, ihre Inhalte und Geschichte vermitteln. Damit leisten wir einen ersten Beitrag gegen Judenfeindschaft!

„Wir müssen uns der Geschichte des Antijudaismus und Antisemitismus immer wieder erneut stellen und darüber aufklären.“

Wir müssen uns der Geschichte des Antijudaismus und Antisemitismus immer wieder erneut stellen und darüber aufklären. Ein „jetzt ist genug gesagt und getan“ kann es nicht geben. Ich habe mich daher auch sehr darüber ge-

freut, dass die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz auf Initiative von Bischof Dröge die Beschäftigung mit Antijudaismus und Antisemitismus in der Landeskirche neu in den Blick nimmt und auch für ein lebendiges christlich-jüdisches Miteinander werben will.

Werben für das Miteinander ist ein wichtiges Thema, denn Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit gedeihen umso besser, je weniger ihre Repräsentanten Kontakt mit einem Menschen jüdischen Glaubens oder einem Fremden haben. Deshalb ist es ein Hauptanliegen der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik und auch unserer Gesellschaft in Potsdam, dass Begegnung zwischen Juden und Christen ermöglicht wird, und dass dies in einer Weise geschieht, die den Gemeinsamkeiten und den Unterschieden gerecht wird. Die Grundlage für eine solche Begegnung muss sein, dass wir jüdisches Leben in all seinen Facetten und Ausprägungen wahrnehmen, es unterstützen und fördern. Das Land Brandenburg hat mit den Synagogen in Cottbus und Potsdam, mit der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus oder mit der Einrichtung des Masterstudiengangs „Jüdische Theologie“ an der Universität Potsdam wichtige Eckpfeiler für solch eine Entwicklung gesetzt.

Begegnung ermöglichen, Zusammenhalt schaffen – dies war auch die Leitlinie bei der Auswahl der Projekte, die wir für eine Kurzvorstellung angefragt haben. Und ich freue mich sehr, dass im Anschluss an die Festrede Herr

Pfarrer Fricke einige Worte zur Flüchtlingsarbeit des Evangelischen Kirchenkreises Potsdam und zur Arbeit des Interreligiösen Forums Potsdam an uns richten wird.

Auch in diesem Jahr zeigen wir in der bewährten Kooperation mit dem Filmmuseum Potsdam einen Film zur Woche der Brüderlichkeit. „Fannys Reise“ handelt von der Flucht einer Gruppe jüdischer Kinder während

der Schoa aus Südfrankreich in die Schweiz, von ihrem Zusammenhalt und den Wagnissen, die sie dabei zu überstehen hatten. Weitere Informationen zum Film und die Daten der Vorführungen finden Sie auf dem Flyer, der zusammen mit weiterem Infomaterial beim Empfang ausliegt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Festansprache

Prof. Dr. Gideon Botsch

Leiter der Emil Josef Gumbel Forschungsstelle Antisemitismus und Rechtsextremismus am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam

Schönen guten Abend, meine Damen und Herren – herzlichen Dank für die Einladung, die Festrede zu dieser Eröffnungsveranstaltung halten zu können!

„Mensch, wo bist Du?“ So lautet das diesjährige Motto der Woche der Brüderlichkeit. Es stammt aus der Tora, Bereschit – Genesis – 3.9. Dies ist die erste Frage, die nach biblischer Überlieferung jemals gestellt worden ist. Amos Oz und Fania Oz-Salzberger haben in ihrem Essay „Jews and Words“ darauf aufmerksam gemacht, und sie zeigen auch, dass Kain demnach der Erste war, der jemals eine Frage mit einer Gegenfrage beantwortet habe: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“

Kain Ben Adam – Kain, „der Sohn des Adam“; aber auch Kain, „der Sohn des Menschen“, denn Adam, der Eigenname des ersten Menschen, ist auch die Bezeichnung für Mensch an sich, die hier in Bereschit verwendet wird.

Den Bezug auf die Bibelstelle möchte ich nicht weiter vertiefen. Ich kann ihr, offen gestanden, nicht allzu viel abgewinnen. Gott sucht Adam, der sich versteckt, weil er vom Baum der Erkenntnis gegessen hat und nun weiß, dass er nackt ist. Gott wird Adam – und mit



Prof. Dr. Gideon Botsch

noch größerer Härte Eva – schwer dafür bestrafen, dass sie nach Erkenntnis streben, „nach Wahrheit forschen“. Das ist eine ziemliche Herausforderung, zumindest für mich als säkularen Juden, und mehr noch als Wissenschaftler. Ich möchte daher lieber Moses Mendelssohn zitieren, den Philosophen aus Berlin und Namenspatron unseres Potsdamer Forschungszentrums. 1782 schrieb er: „Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen!“

Das war auf seinen Freund Christian Wilhelm Dohm und dessen Essay „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ bezogen, der die preußische Judenemanzipation einforderte und vorbereitete. Dohms Absicht, so schrieb Mendelssohn, sei „weder für das Judentum, noch für die Juden eine Apologie zu schreiben. Er führet bloß die Sa-

che der Menschheit, und verteidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unserige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unserigen zu reklamieren.“

Das findet sich in der sogenannten Manasse-Vorrede, die Sie nachlesen können in einer vorzüglichen Edition der Philosophischen Bibliothek des Verlags Felix Meiner. Sie steht dort einleitend zu Mendelssohns kleiner Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum“. Und obwohl dieses Büchlein bald 250 Jahre alt ist, hat es uns viel zu sagen für unsere Zeit. Es legt Grundlagen für das Zusammenleben in einer Welt, die nicht mehr ausschließlich und verbindlich „christlich“ ist, sondern heterogen und vielfältig. Wir sollten dieses Buch heute viel mehr lesen – es handelt eben nicht von Anpassung und „Integration“, sondern – wenn auch noch nicht von Partizipation, so doch von Anerkennung.

„Nach Wahrheit forschen“, das war ein Teil des Lebensmottos von Mendelssohn: „Nach Wahrheit forschen, Schönes lieben, Gutes wollen, das Beste tun. Das ist die Bestimmung des Menschen.“

Wo stehen wir heute? Ausgerechnet zwei der beiden Schlüsselbegriffe – „gut“ und „Mensch“ – werden zusammengezogen und zum Schimpf- und Spottwort gemacht. Ein „Gutmensch“ – der ist bestenfalls naiv und einfältig, schlimmstenfalls hinterhältig und gefährlich. Gleichzeitig kursiert im Netz jenes giftige Wort: „Wer Menschheit sagt, will betrügen.“ Geprägt hat es Carl Schmitt, der große Wortverdreher, der Scharla-

tan, der Cavaliere Cipolla der politischen Publizistik in Deutschland.

Allzu leichtfertig sind wir bereit, uns diesem Gerede anzuschließen. Wir verteidigen uns und sagen: „Ich bin gewiss kein Gutmensch...“ Merken wir, was wir tun? Begreifen wir, was wir aufs Spiel setzen, wenn wir der Logik folgen? Wollen wir uns wirklich verabschieden vom Streben nach dem „Guten“, jenem Schlüsselbegriff der europäischen Philosophie? Wollen wir uns tatsächlich ironisch distanzieren vom Begriff des „Menschen“, dem Fluchtpunkt des zivilisatorischen Prozesses? Wollen wir mitgehen mit denjenigen, die uns als „Gutmenschen“ verballhornen, wenn sie behaupten, sie verteidigten die „Kultur des Abendlands“?

„Kultur des Abendlands“: Mit diesem Begriff ist, aus einer menschenrechtlich orientierten Perspektive, nichts zu gewinnen. Er ist bewusst gesetzt als Gegenkonzept gegen die „europäische Zivilisation“, die er angreift und negiert. Von einer „christlich-jüdischen Tradition des Abendlands“ zu reden, ist ohnedies absurd. Wo das „Abendland“ den Maßstab bildet, sind Juden allenfalls geduldet: die „Kultur“, auf die sich die Abendland-Apologeten beziehen, war explizit antijüdisch. Mendelssohn gehört nicht zum Abendland. Er gehört zur europäischen Zivilisation.

Das gilt auch für Mendelssohns Anspruch, „nach Wahrheit zu forschen“. Zur europäischen Zivilisation gehört eine selbstreflexive Perspektive, die sie zumindest prinzipiell befähigt, ihre eigenen Grundlagen kritisch zu hinterfragen. Auch das unterscheidet sie vom

Mythos des „Abendlandes“. Wir erleben dies derzeit in der Debatte um das koloniale Erbe und die koloniale Gewalt, auf denen sie beruht und die ihren „zivilisatorischen“, ihren „zivilen“ Charakter relativieren. Aber immerhin befähigt uns diese Zivilisation dazu, uns den Schattenseiten ihrer eigenen Geschichte zu stellen.

Damit wären wir beim Antisemitismus, bei der Judenfeindschaft. Verfolgt man die Debatten der letzten Jahre, so könnte man fast den Eindruck gewinnen, der Antisemitismus sei Europa fremd, er werde importiert, komme nur und vor allem von außen. Das Bild ist absurd. Judenfeindschaft und Antisemitismus sind nicht zu trennen von ihren christlichen Wurzeln in Europa. Das gilt auch dort, wo sie sich von ihnen abgelöst haben – auch im muslimischen Antijudaismus, auch im säkularen Antisemitismus.

„Judenfeindschaft und Antisemitismus sind nicht zu trennen von ihren christlichen Wurzeln in Europa.“

Hat das etwas mit dem Motto dieser Woche der Brüderlichkeit zu tun? Lässt sich eine Brücke schlagen zur Frage: „Mensch, wo bist Du?“ Wenn wir die christlichen Wurzeln der Judenfeindschaft ernst nehmen, durchaus. Dies lässt sich am Bild der Synagoga

und Ecclesia erläutern, also zwei Frauengestalten, die in der christlichen Ikonographie seit dem Mittelalter zu finden sind. In einer älteren Schicht sieht man manchmal die beiden Frauen zu Füßen des Gekreuzigten. Hier ist Synagoga ohne jede Feindseligkeit dargestellt. Sie steht einfach symbolisch für die Kontinuität des – aus christlicher Sicht – alten und des neuen Bundes. Seit den Kreuzzügen setzt sich ein anderes Bild durch. An den gotischen Domen Mitteleuropas ist Synagoga ein Symbol der Abwertung, eine Projektion auf die Juden: Ihre Krone ist vom Kopf gerutscht; ihr Speer gebrochen; die „toten Buchstaben“ der Schrift, an der – dem christlichen Antijudaismus zufolge – das rabbinische Judentum verstockt festhält, wenn es die frohe Botschaft des Evangeliums nicht erkennt, weisen zur Erde. Vor allem ist Synagoga blind, trägt eine Binde vor den Augen. Ecclesia, die die christliche Kirche symbolisiert, triumphiert über ihre ältere Schwester. Aber während Synagoga sich von ihr abwendet und zu Boden blickt, schaut Ecclesia in den meisten dieser Darstellungen gütig auf ihre Schwester – sie wendet ihr das Antlitz zu. Aber sieht sie auch Synagoga? Stellt sie die Frage: „Mensch, wo bist Du?“ Und an wen stellt sie diese Frage?

Es ist das Stereotype, das Projektive – versteinert in der Statue, verfestigt und zum Ressentiment geworden –, das den christlichen Antijudaismus mitbegründet. Die Zuschreibungen; der Unwille, die jüdische Perspektive auf Gott und die Welt auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Das Judentum wird zum Symbol, die Feindseligkeit abstrahiert von den

konkreten Menschen, die mit abstrakten Negativ-Eigenschaften assoziiert und attribuiert werden.

Es ist bemerkenswert, was die evangelische Soziallehre noch vor 65 Jahren zum Antisemitismus zu sagen hatte. Ich zitiere: „So bleibt das Faktum des Antisemitismus ein unlösbares Rätsel, in das nur Klarheit kommt, wenn man es theologisch zu deuten versucht [...]. Israel ist das auserwählte Volk Gottes, das einen Heilsauftrag für die ganze Welt besaß. Diesen Auftrag hat Israel nicht erfüllt [...]. Israels Schuld liegt darin, dass es bis zum heutigen Tage [...] dem gekreuzigten Messias die Anerkennung versagt hat. Dieses Volk ist so verstockt und ist seither seinen dunklen Weg der Verfolgung und Unterdrückung gegangen“. So heißt es im Evangelischen Soziallexikon, herausgegeben im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages im Jahr 1954, im Stichwort „Antisemitismus“; und der dies schreibt, Günther Dehn, ist keineswegs ein „Deutscher Christ“, sondern ein Bekenntnispfarrer, der noch zehn Jahre zuvor im Widerstand gegen den Nationalsozialismus stand. Und dies ist der Ausweg, den Dehn anbietet: „Die Synagoge ist, wie die Kunst das oft genug dargestellt hat, die Schwester der Kirche [...]. Seine Schwester verlässt man nicht, gerade dann nicht, wenn sie blind ist und nicht sieht, was vor Augen liegt. Es ist die Aufgabe der Kirchen, jeden Antisemitismus mit aller Energie zu bekämpfen.“

„Mensch, wo bist Du?“ Zum Stereotyp geworden, überhäuft mit Projektionen und Unterstellungen, ein in Stein

gemeißeltes Bild. Dies ist zweifellos eine der Wurzeln des Antisemitismus, den Philip Roth einmal als „eine Form von Realitätsflucht, eine Weigerung, aufrichtig über uns und unsere Gesellschaft nachzudenken“ bezeichnet hat.

Das, freilich, erfahren auch andere Menschen, die ihrer religiösen, kulturellen und anderweitigen Gruppenzugehörigkeit wegen mit Stereotypen und Ressentiments konfrontiert sind, denen, mit anderen Worten, die Anerkennung als Mensch verweigert wird. Das erfahren heute auch Menschen aus dem islamischen Kulturkreis – unabhängig davon, ob und in welchem Maße sie Muslime sind oder als solche leben –, wenn ihnen im notwendigen Kampf gegen Antisemitismus pauschal unterstellt und zugeschrieben wird, dass sie Antisemiten seien. Ich bin mir voll und bewusst über die Verbreitung antisemitischer Stereotype in Teilen der islamischen Welt; ich spreche mit Bedacht von einem muslimischen Antijudaismus, so wie ich von einem christlichen Antijudaismus spreche – wohl wissend, dass man ebenso Muslim oder Muslima sein kann, ohne antisemitisch zu sein, wie Christ oder Christin.

Wo Muslime antisemitisch handeln, müssen wir einschreiten. Wo sich antisemitische Vorurteile zeigen, bedarf es der Intervention. Aber gerade im Kampf gegen die Gefahren eines Antisemitismus unter Muslimen ist das Stereotyp irreführend und gefährlich, alle die neu eingewanderten, geflüchteten Menschen seien getrieben von einem verzehrenden Judenhass und warteten nur darauf, Juden abzuschlachten.

„Wo Muslime antisemitisch handeln, müssen wir einschreiten. Wo sich antisemitische Vorurteile zeigen, bedarf es der Intervention.“

Übersehen wir nicht, dass der Antijudaismus, der Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft weiterwirkt, ganz unabhängig von Zuwanderung. Die Verweigerung von Anerkennung, soweit wir als Juden nicht bestimmte Vorbereitungen leisten, ist ein zentrales Problem. Sie begegnet uns beispielsweise, wenn man von uns eine Distanzierung von Israel erwartet. Es ist ja in diesen Fällen zumeist so, dass selbst kritische Worte über Israel nicht akzeptiert werden, wenn sie nicht so prinzipiell, radikal und feindselig ausfallen, wie man es von uns erwartet und verlangt. Als akzeptabel gilt dann ausschließlich die radikale Randposition der boykottbefürwortenden „Jüdischen Stimme für einen gerechten Frieden“, der Alibi-Juden der Israel-Hasser. Aber seine Alibi-Juden hat schließlich jeder gute Antisemit, und heutzutage auch die AfD.

„Mensch, wo bist Du?“ – an echte, lebende, konkrete Jüdinnen und Juden – und Israelis – wird diese Frage immer noch zu selten gestellt. „Der Jude“ bleibt Objekt vielfältiger Zuschreibungen, Stereotype und Projektionen, mit

denen er so ausgestattet wird wie an den gotischen Domen die Synagoga.

Mehr noch: „Der Jude“ ist nicht mehr nur für den Antisemiten eine symbolische Größe. Er wird es inzwischen auch oft im Kampf gegen den Antisemitismus. Sieht man sich die aktuellen Anstrengungen an, die unternommen werden, um dem Antisemitismus zu begegnen, so zeigt sich ein ambivalentes Bild. Die von Mendelssohn einst erhoffte Einordnung der Abwehr von Judenfeindschaft in die prinzipielle Durchsetzung der Menschenrechte wird auf den Kopf gestellt.

Die Auseinandersetzung mit Judenfeindschaft wird zur Funktion anderer Interessen. Diese Interessen sind durchaus sehr heterogen. Über die Rhetorik der AfD und der ihr verbündeten Agitatoren „gegen eine Islamisierung des Abendlandes“ müssen wir dabei kein Wort verlieren, sie entlarvt sich selbst. Aber auch manche Konservative zielen mit ihrer ernstzunehmenden Ablehnung des Antisemitismus zugleich auf eine „Wertedebatte“. Progressive mahnen „Gerechtigkeit“ an und Liberale – die ja heute leider den Liberalismus oft auf seine wirtschaftliche Seite beschränken und die stolze Tradition des politischen Liberalismus kaum noch fortführen – wünschen sich mehr von dem, was sie für „individuelle Freiheitsrechte“ halten. Oder auch: Manche Kritiker der Religion – an sich – oder einer bestimmten religiösen Ausrichtung nutzen die Kritik an Antijudaismen zugleich für religionskritische Kampagnen, während die Vertreter verschiedener religiöser Gemeinschaften für ihre jeweiligen Glaubensrich-

tungen eine höhere gesellschaftliche Bedeutung erhoffen. Für sich genommen mögen diese Interessen legitim sein, aber die Instrumentalisierung des Kampfes gegen Antisemitismus bleibt problematisch und den Betroffenen gegenüber ignorant.

„Die Instrumentalisierung des Kampfes gegen Antisemitismus bleibt problematisch und den Betroffenen gegenüber ignorant.“

Andererseits haben jüngst einige Studien begonnen, die „jüdische Perspektive“ auf Antisemitismus empirisch zu ermitteln, wie beispielsweise die Studien der Fundamental Rights Agency der Europäischen Union. Im Rahmen der Fachstelle Antisemitismus in Brandenburg, die in den nächsten Wochen am Moses Mendelssohn Zentrum ihre Tätigkeit aufnehmen wird, werden wir ein RIAS Brandenburg aufbauen, eine Recherche- und Informationsstelle zum Antisemitismus, die den Anspruch hat, alle Fälle und Formen von Antisemitismus zu dokumentieren. Wir versprechen uns davon unter anderem eine weitere Stärkung der „jüdischen Perspektiven“ und zugleich ein realistischeres Lagebild für unser Bundesland, das es erlaubt, der Herausforderung Antisemitis-

mus fachlich angemessen zu begegnen. Hoffen wir, dass wir uns im Ergebnis dieser Dokumentationsarbeit nicht dem Satz des Rabbi Simeon ben Gamaliel anschließen müssen, der (wie der Babylonische Talmud im Traktat Shabbat 13b überliefert) gesagt hat: „Was sollen wir machen? Wenn wir alle Bedrängnisse [des Volkes Israel] aufzeichnen würden, fänden wir kein Ende.“

Aber mit Bezug auf den Antisemitismus und seine Abwehr sind wir bei weitem noch nicht an einem Punkt, der einer Antwort auf die Frage „Mensch, wo bist Du?“ gleichkäme. Nicht einmal das Refugium des christlich-jüdischen Dialoges können wir davon ausnehmen. In letzter Zeit ist dieser Dialog immer wieder auf die Probe gestellt worden: immer dann, wenn Anerkennung abhängig gemacht wurde von Vorbedingungen, wenn das Gespräch unter einen grundlegenden Vorbehalt gestellt wurde; also nach dem aus dem christlich-jüdischen Verhältnis so vertrauten Grundprinzip, dass es der jüdische Gesprächspartner sei, der doch bitte „einsehen muss, dass...“ Es ist ziemlich exakt zwei Jahre her, dass ich – am 10. März 2017 – im Deutschlandfunk den Judaisten Peter Schäfer in einem Interview zu seinem neuesten Buch „Zwei Götter im Himmel“ das Folgende sagen hörte: „[W]enn wir das klarmachen können, dass das mit dem einen Gott im Judentum nie so einfach gewesen ist, dann sind wir einen großen Schritt weiter – und vor allen Dingen, dann sind wir einen großen Schritt weiter auch in Bezug auf das Verhältnis von Judentum und Christentum heute.“

Dieser Modus der Gesprächsführung ist problematisch. Und ich hätte mir gewünscht, dass es gerade von den christlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern am christlich-jüdischen Dialog, an der christlich-jüdischen Zusammenarbeit eine Reaktion auf diese Zumutung gegeben hätte – eine Reaktion, wie sie die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit 2015 in erfreulicher Weise anlässlich der Zumutungen des Systematischen Theologen Notker Slenczka geäußert hatten, als dieser den kanonischen Stellenwert des so genannten Alten Testaments für den Protestantismus in Frage stellte. Die Kontroverse ist nicht allzu breit wahrgenommen worden; über die Hintergründe der Kritik können Sie sich im Themenheft der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit informieren. Was indes aus protestantischer Sicht an Slenczka kritisiert wurde, war für uns Jüdinnen und Juden irrelevant. Ob und inwieweit die Evangelische Theologie den Tanach, die Hebräische Bibel, für apokryph erklärt, ist ihre eigene souveräne Entscheidung. Wir haben keine Vorbedingungen an das christlich-jüdische Gespräch zu knüpfen, die das theologische Selbstverständnis des Christentums betreffen, solange sich darin keine Feindseligkeit gegen uns äußert. Nur Letzteres war aus jüdischer Sicht an Slenczka zu kritisieren: dass er ein Bild vom Volk Israel und vom Judentum zeichnete, das die alten christlichen Stereotype reproduzierte.

Aber zurück zu Peter Schäfer und seiner Forderung, um das Verhältnis von Judentum und Christentum voranzu-

bringen, müssten wir bitte vom Kernsatz des jüdischen Glaubensbekenntnisses – „der Ewige, unser Gott, ist einzig“ – abrücken. Ich will ihm ja wirklich kein Unrecht tun, und über die Ergebnisse seiner Forschungen kann ich mir kein Urteil erlauben. Es geht mir hier nur um den Modus der Gesprächsführung, der mich dann doch an den Bekenntnispfarrer Günther Dehn denken lässt, an seine Version der Synagoga, die „blind ist und nicht sieht, was vor Augen liegt.“

Immerhin – diese mittelalterliche Ecclesia wendet Synagoga ihr Antlitz zu, begreift sie als ihre Schwester – Synagoga bleibt ein Mensch. Das unterscheidet das Ecclesia-Synagoga-Motiv von dem anderen berühmten Bild der mittelalterlichen Judenfeindschaft, das sich auch an gotischen Domen findet: der „Juden-sau“. Die älteste überlieferte Darstellung befindet sich übrigens in Brandenburg an der Havel. Das Wittenberger Exemplar hatte Martin Luther voller Bewunderung beschrieben in seiner wohl bösesten jüdenfeindlichen Schrift, „Vom Schem Hamphoras“. Mit der Entstehung der Judensau – eine Analogie findet sich in bestimmten Auslegungen zu Vers 60 der 6. Sure des Koran – deutet sich der Übergang an, „den Juden“ gar nicht mehr als Menschen zu sehen, ihn auf eine Stufe zu rücken mit Schweinen, mit Affen, mit Ungeziefer und so weiter.

Die Entmenschlichung der Juden, die Ausgrenzung aus dem Menschengeschlecht hat den Gedanken der Vernichtung auf den Weg gebracht. Sie mündete in jenem historischen Faktum des Massenmordes, vor dessen Hintergrund es obszön und inakzeptabel ist, den Na-

tionalsozialismus als „Vogelschiss“ zu bagatellisieren.

Ich schließe den Bogen und komme zurück zu Adam, dem „Menschen“, den Gott in Bereschit, beziehungsweise Genesis, fragt: „Ajeka“, wo bist Du? Und ich darf daran erinnern, dass Adam hier der Eigenname ist, aber auch der allgemeine Begriff: „Mensch“. Wenn wir also auf Hebräisch sagen: Kain, „Sohn des Adam“, so sagen wir zugleich: Kain, „Sohn des Menschen“. Denn schließen möchte ich mit

einem Gedicht von Dan Pagis, übersetzt aus dem Hebräischen von Tuvia Rübner:

Mit Bleistift im versiegelten Waggon geschrieben

hier in diesem Transport
bin ich Eva
mit Abel meinem Sohn
seht ihr meinen großen Sohn
Kain, Adams Sohn
sagt ihm, daß ich

Pfarrer Bernhard Fricke stellte die Flüchtlings- und interreligiöse Arbeit des Evangelischen Kirchenkreises und des Interreligiösen Forums Potsdam vor.



Herausgeber: Landtag Brandenburg,
Referat Öffentlichkeitsarbeit

Fotos: Landtag Brandenburg/Stefan Gloede

Satz und Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



L A N D T A G
B R A N D E N B U R G

Landtag Brandenburg

Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de